

23. April 2011, Neue Zürcher Zeitung

Praxis und Theorie

Die Universität und ihre Ideen

Caspar Hirschi · In einem jüngst erschienenen Aufsatz mit dem Titel «Die Idee der Universität» erzählen die Autoren Carlos Spoerhase und Mark-Georg Dehrmann einen alten französischen Witz: «Ein französischer, ein englischer und ein deutscher Intellektueller sollen eine Studie über Universitäten schreiben. Der Franzose besucht für ein paar Stunden die nächstliegende Einrichtung, plaudert mit einigen Professoren, hört eine Vorlesung und beobachtet die Studenten; wieder zu Hause angekommen, verfasst er einen geistreichen Essay. Den Engländer packt die Reiselust, und über Jahre besucht er die Universitäten aller Kontinente; er kehrt mit einer wertvollen Faktensammlung zurück. Dem Deutschen ist essayistischer Scharfsinn verdächtig, Faktenreichtum ein Zeichen für mangelhaftes Abstraktionsvermögen. Missmutig verschliesst er sich in seine Stube. In Jahresfrist aber verfasst er ein mehrbändiges Werk: <Die Idee der Universität, deduziert aus dem Begriff des Ich.>»

Spannungsverhältnisse

Hat das Klischee vom vergeistigten Universitätsbegriff deutscher Gelehrter noch irgendeine Berechtigung? Spoerhases und Dehrmanns überzeugender Darstellung gemäss (nachzulesen in der «Zeitschrift für Ideengeschichte», Heft V, Frühjahr 2011) ging es selbst im Zeitalter des deutschen Idealismus an der Realität vorbei. Die beiden Germanisten erläutern am Beispiel von Friedrich August Wolfs altphilologischem Seminar in Halle, dass die Reform der preussischen Universitäten um 1800 wesentlich von praktischen Neuerungen im Kleinen angetrieben worden sei. Bei Wolf war es die Einübung der textkritischen Knochenarbeit in einer kompetitiven Kooperation zwischen den Seminaristen, die unter dem wachsamen Auge des väterlich fördernden und fordernden Professors ausgetragen wurde. Diese und andere Neuerungen wurden von Humboldt mit dem neuhumanistischen Ideal einer zweckfreien Individualbildung wirkmächtig gebündelt, sie behielten dabei aber ihre eigene praktische Logik. In der philologischen Textkritik des 19. Jahrhunderts gehörte dazu die demonstrative Distanzierung von den Spekulationen des philosophischen Idealismus. Entsprechend konnten universitäre Forschungspraxis und Bildungsideologie in einem starken Spannungsverhältnis stehen.

Wovon sich Spoerhase und Dehrmann mit ihrem Aufsatz abgrenzen, lässt sich aus der Streitschrift «Wozu noch Universitäten?» des Philosophen Reinhardt Brandt ersehen (Meiner-Verlag, 2011). Brandts Anliegen ist, zumindest aus geisteswissenschaftlicher Perspektive, nachvollziehbar: Er will die Universität, verstanden als eine der kritischen Erkenntnis verpflichtete Institution, aus der doppelten Knebelung durch bürokratische Kontrollinstrumente und ökonomische

Nutzenoptimierungsprogramme befreien. Mit seinem argumentativen Vorgehen erweist er diesem Anliegen aber einen Bärendienst. Brandt, der sich als Kant-Exeget grosse Verdienste erworben hat, verankert die Universität einmal mehr in jener Tradition des deutschen Idealismus, die schon im 19. Jahrhundert ein Zerrbild der akademischen Realität zeichnete, im 20. Jahrhundert ideologischen Schiffbruch erlitt und im 21. Jahrhundert nur noch zum Bau windschiefer Luftschlösser taugt.

Die Idee der Universität ruht bei Brandt auf der kritischen Philosophie Immanuel Kants: «Das transzendente Subjekt ist, so interpretieren wir, das entpsychologisierte Wissenschaftssubjekt; es ermöglicht Erkenntniskollektive wie die Universitäten, Akademien, Max-Planck-Gesellschaften.» Entsprechend kann die «bürokratisierte» Universität von heute nur durch einen neuerlichen Sieg der kritischen Vernunft gerettet werden. Die im Titel des Buches gestellte Frage erhält nach zweihundert Seiten folgende Antwort: «Unverzichtbarer Kern» der Universität sei «der kritische, selbstbestimmte Umgang mit den verschiedenen Themen der Forschung und Lehre». Muss man zur Bestätigung dieses banalen Grundkonsenses ein Buch schreiben?

Etwas Unerhörtes?

Wenn die Geisteswissenschaften an den Universitäten ihre relative Autonomie und ihre spezifischen Stärken bewahren wollen, bedürfen sie einer originelleren und realitätsgerechteren Selbstlegitimation. Dass von ihren Vertretern erwartet wird, ihren gesellschaftlichen Nutzen unter Beweis zu stellen, ist nichts Unerhörtes – und schon gar nicht jüngeren Datums. Bereits im 19. Jahrhundert sahen sie sich dieser Erwartung ausgesetzt – und erfüllten sie mit dem Versprechen einer «zweckfreien» Bildung zur individuellen Vervollkommnung und nationalen Veredlung. Das Unerhörte liegt eher darin, dass es den Geisteswissenschaften bis heute nicht gelungen ist, das unhaltbare Versprechen ihrer Vorvorgänger durch etwas Glaubwürdigeres zu ersetzen. Es wäre zugleich eine günstige Gelegenheit, den Begriff des «Nützlichen» nicht nur an klingender Münze und politischer Macht festzubinden.

Copyright © Neue Zürcher Zeitung AG

Alle Rechte vorbehalten. Eine Weiterverarbeitung, Wiederveröffentlichung oder dauerhafte Speicherung zu gewerblichen oder anderen Zwecken ohne vorherige ausdrückliche Erlaubnis von NZZ Online ist nicht gestattet.

Diesen Artikel finden Sie auf NZZ Online unter:

http://www.nzz.ch/nachrichten/kultur/literatur_und_kunst/praxis_und_theorie_1.10353299.html